

Joseph Roth

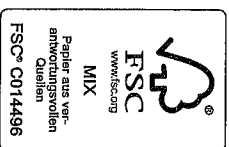
Die Erzählungen

Kiepenheuer & Witsch

Inhalt

Der Vorzugsschüler (1916)	7
Barbara (1918)	24
Karriere (1920)	36
Von dem Orte, von dem ich jetzt sprechen will ... (undat.)	45
Kranke Menschheit (undat.)	54
Immer seltener werden in dieser Welt ... (undat.)	69
Das Kartell (1923)	75
April (1925)	85
Der blinde Spiegel (1925)	110
Das reiche Haus gegenüber, Novelle (1928)	158
Erdbeeren (1929)	163
* Heute früh kam ein Brief ... (undat.)	200
Jugend (undat.)	210
Stationsef Fallmerayer (1933)	219
Triumph der Schönheit, Novelle (1935)	249
Die Büste des Kaisers, Novelle (1935)	283
Die Legende vom heiligen Trinker, Novelle (1939)	311
Der Leviathan, Novelle (1940)	349

»Wahrscheinlich der größte Dichter unter den anständigen Menschen«. Ein Nachwort von André Heller	389
---	-----



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N01512

4. Auflage 2011

© 2008, 1992 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln,
und Allert de Lange, Amsterdäm

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmi-
gung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: *Joseph Roth, lesend auf einer Parkbank, Südrheinreich im Spät-
sommer 1925*, mit freundlicher Genehmigung des Leo Baeck Instituts, New York
Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck und Bindarbeiten: GGP Media GmbH, Pöckneck

ISBN 978-3-462-03971-9

die Schweigsamkeit. Ich hinterlasse nur Schulden. Sonst wären Sie mein Erbe. Behalten Sie mir ein freundliches Andenken.

Ihr
I. B.

Am nächsten Tag zog ich in eine andere Gasse.

Erdbeeren

|1929|

Die Stadt, in der ich geboren wurde, lag im Osten Europas, in einer großen Ebene, die spärlich bewohnt war. Nach Osten hin war sie endlos. Im Westen wurde sie von einer blauen, nur an klaren Sommertagen sichtbaren Hügelkette begrenzt.

In meiner Heimatstadt lebten etwa zehntausend Menschen. Dreitausend unter ihnen waren verrückt, wenn auch nicht gemeingefährlich. Ein linder Wahnsinn umgab sie wie eine goldene Wolke. Sie gingen ihren Geschäften nach und verdienten Geld. Sie heirateten und zeugten Kinder. Sie lasen Bücher und Zeitungen. Sie kümmerten sich um die Dinge der Welt. Sie unterhielten sich in allen Sprachen, in denen sich die sehr gemischte Bevölkerung unseres Landstriches verständigte.

Meine Landsleute waren begabt. Viele leben in großen Städten der alten und der neuen Welt. Alle sind bedeutend, manche berühmt. Aus meiner Heimat stammt der Pariser Chirurg, der die alten und reichen Menschen verjüngt und Greisinnen in Jungfrauen verwandelt; der Amsterdamer Astronom, der den Kometen Gallias entdeckt hat; der Kardinal P., der seit zwanzig Jahren die Politik des Vatikans bestimmt; der Erzbischof Lord L. in Schottland; der Mailänder Rabbiner K., dessen Muttersprache Koptisch ist; der große Spediteur S., dessen Firma auf allen Bahnhöfen der Welt zu lesen ist und in allen Häfen aller Kontinente. Ich will ihre Namen nicht nennen. Leser, die eine Zeitung abonnieren, wissen ohnehin, wie sie heißen. An meinem eigenen Namen ist nichts gelegen. Niemand kennt ihn, denn ich lebe unter einem falschen. Ich heiße – nebenbei gesagt – Naphthali Kroj.

Ich bin eine Art Hochstapler. So nennt man in Europa

die Menschen, die sich für etwas anderes ausgeben, als sie sind. Alle Westeuropäer tun dasselbe. Aber sie sind keine Hochstapler, weil sie Papiere haben, Pässe, Ausweise und Tauschaine. Manche haben sogar Stammbäume. Ich aber habe einen falschen Paß, keinen Tauschein, keinen Stammbaum. Man kann also sagen: Naphthali Kroj ist ein Hochstapler.

In meiner Heimat brauchte ich kein Papier. Jeder kannte mich. Dem Bürgermeister putzte ich die Stiefel, als ich sechs Jahre alt war. Als ich zwölf alt wurde, kam ich zu einem Barbier. Da seifte ich den Bürgermeister ein. Mit fünfzehn Jahren wurde ich ein Kutscher und fuhr den Bürgermeister am Sonntag spazieren. Wir hatten dreizehn Polizisten. Mit allen trank ich Schnaps. Brauchte ich da Papiere?

Außerhalb der Stadt versahen Gendarmen den Dienst. Ihr Wachmeister schlief mit meiner Tante jeden Donnerstagnachmittag, wenn er frei war. Ich schnuggelte manchmal Schnaps in die Stadt, aus der Umgebung – was verboten war und verzollt werden mußte. Die Zollwächter aber bekamen einen Wink vom Gendarmeriewachmeister und ließen mich passieren.

Also stand ich in meiner Jugend mit den Behörden gut. Später wurde es anders. Andere Zeiten kamen und andere Behörden.

Ich glaube, daß bei uns zu Hause niemand Papiere hatte. Es gab ein Gericht, ein Gefängnis, Advokaten, Finanzämter – aber nirgends brauchte man sich zu legitimieren. Ob man als der oder jener verhaftet wurde – was machte es aus? Ob man Steuern bezahlte oder nicht – wer ging daran zugrunde, wenn half man damit? Hauptsache war, daß die Beamten zu leben hatten. Sie lebten von Bestechungen. Deshalb kann niemand ins Gefängnis. Deshalb zahlte niemand Steuern. Deshalb hatte niemand Papiere.

Schwere Verbrechen kamen vor, leichte wurden nicht entdeckt.

Brandstiftungen überging man, sie waren nur persönliche Racheakte. Landstreichen, Betteln, Hausieren war eine alte Landessitte. Waldbrände wurden von Förstern gelöscht. Raufereien und Totschläge entschuldigte der Brauch, Alkohol zu trinken. Räuber und Wegelagerer verfolgte man nicht. Man ging von der Ansicht aus, daß sie sich selbst hart genug bestrafen, indem sie auf jeden gesellschaftlichen Anschluß, auf Handel und Gespräche verzichteten. Falschmünzer tauchten zuweilen auf. Man ließ sie in Ruhe, weil sie mehr die Regierung als ihre Mitbürger schädigten. Gerichte und Advokaten hatten zu tun, weil sie langsam arbeiteten. Sie befaßten sich damit, Streitigkeiten zu schlichten und Vergleiche herbeizuführen. Zahlungstermine hielt man unpünktlich ein.

Bei uns zu Hause herrschte Frieden. Nur die engsten Nachbarn hielten Feindschaft. Die Besoffenen veröhrten sich wieder. Konkurrenten taten einander nichts Böses an. Sie rächten sich an den Kunden und Käufern. Jeder liebte jedem Geld. Alle waren einander Geld schuldig. Einer hatte dem anderen nichts vorzuwerfen.

Politische Parteien wurden nicht geduldet. Die Menschen verschiedener Nationalität unterschied man nicht, weil jeder in allen Sprachen redete. Man erkannte nur die Juden an ihrer Tracht und ihrer Überlegenheit. Manchmal machte man kleine Pogrome. Im Wirbel der Ereignisse waren sie bald vergessen. Die toten Juden waren begraben, die Beraubten leugneten, Schaden erlitten zu haben.

Alle meine Landsleute liebten die Natur, nicht um ihrer selbst willen, sondern mancher Früchte wegen, die sie spendete.

Im Herbst gingen sie in die Felder, um Kartoffeln zu braten. Im Frühling wanderten sie in die Wälder, um Erdbeeren zu pflücken.

Der Herbst bestand bei uns aus flüssigem Gold und flüssigem Silber, aus Wind, Rabenschwärmen und leichten Frösten. Der Herbst war beinahe ebenso lang wie der Winter. Im August wurden die Blätter gelb, in den ersten Septembertagen lagen sie schon auf dem Boden. Niemand kehrte sie zusammen. Ich habe erst im Westen Europas gesehen, daß man den Herbst zusammenlegt zu ordentlichen Misthaufen. An unsern klaren Herbsttagen wehte kein Wind. Die Sonne war noch sehr warm, schon sehr schräg und sehr gelb. Sie ging in einem roten Westen unter und erwachte jeden Morgen in einem Bett aus Nebel und Silber. Es dauerte lange, ehe der Himmel tiefblau wurde. Dann blieb er so den ganzen kurzen Tag.

Die Felder waren gelb, stachelig, hart und taten den Sohlen weh. Sie rochen stärker als im Frühling, scharfer und etwas unbarmherzig. Die Wälder am Rand blieben tiefgrün — es waren Nadelwälder. Im Herbst hatten sie silberne Kämme auf den Häuptern. Wir brieten Kartoffeln. Es roch nach Feuer, Kohle, verbrannten Schalen, angesengter Erde. Die Simpfе, an denen die Gegend reich war, trugen eine glänzende leichte Decke aus gläsernem Frost. Sie dufteten feucht wie Fischernetze. An vielen Stellen stieg der Rauch steil und tänzelnd in den Himmel. Aus den fernem und nahen Gehöften kam das Krähen der Hühner, die den Dunst gerochen hatten.

Im November kam der erste Schnee. Er war dünn, glatt und halbar. Er zerging nicht mehr. Da hörten wir mit dem Kartoffelbraten auf. Wir blieben in unsern Häusern. Wir hatten schlechte Öfen, Fugen in den Türen und Ritzen in den Dielen. Unsere Fensterrahmen waren aus leichtem, feuchtem Fichtenholz gemacht, sie hatten im Sommer ihre Gestalt verändert und schlossen schlecht. Wir verstopften die Fenster mit Watte. Wir legten Zeitungspapier zwischen Türen und Schwellen. Wir hackten Holz für den Winter.

Im März, wenn die Eiszapfen von den Dächern tropften, hörten wir schon den Frühling galoppieren. Schneeglöckchen ließen wir in den Wäldern. Wir warteten bis zum Mai. Erdbeeren gingen wir pflücken.

Die Spechte klopfen schon in den Bäumen. Es regnete oft. Die Regen waren weich, aus einer Art samtigen Wasers. Sie dauerten gleichmäßig einen ganzen Tag, zwei Tage, eine Woche. Es wehte ein Wind, die Wolken rührten sich nicht vom Fleck, sie standen, wie Gestirne stehen, unverrückbar am Himmel. Es regnete gründlich und mit Bedacht. Die Wege wurden weich. Der Sumpf drang in die Wälder vor, die Frösche schwammen im Gehölz. Die Räder der Bauernwagen knirschten nicht mehr. Alle Wagen fuhren wie auf Gummi. Die Hufe der Pferde wurden lautlos. Alle Menschen zogen die Stiefel aus, hängten sie über den Rücken und wateten barfuß.

Über Nacht wurde es klar. Eines Morgens hörte der Regen auf. Die Sonne kam, wie heimgekehrt aus einem Urlaub.

Diesen Tag hatten wir erwartet. An diesem Tag mußten die Erdbeeren reif sein.

Wir gingen also die Straße entlang, die aus der Stadt gerade in den Wald führte. Unsere Stadt war sehr regelmäßig und höchst einfach angelegt. In der Mitte kreuzten sich ihre beiden Hauptstraßen. In diesem Mittelpunkt entstand ein kleiner Kreis, auf dem man zweimal in der Woche den Markt abhielt. Die eine Straße führte vom Bahnhof zum Friedhof. Die andere vom Gefängnis in den Wald.

Der Wald lag im Westen. Man ging mit der Sonne. Der Wald hatte am längsten Tag. Stand man an seinem äußersten westlichen Ende, so sah man die Sonne am tiefsten Rand des Horizonts verschwinden und kostete noch den letzten Sonnenstrahl.

Hier wuchsen die schönsten Erdbeeren. Sie verbargen

sich nicht bescheiden, wie es sonst ihr Charakter ist. Sie stellen sich den Suchenden in den Weg. Sie zitterten auf dünnen, aber starken Stengeln. Sie waren voll und wuchsen nicht aus Demut so tief am Boden, sondern aus Stolz. Man mußte sich bücken, um sie zu erreichen. Nach Äpfeln, Kirschen und Birnen muß man sich strecken und klettern.

An den Erdbeeren klebten kleine Erdklümpchen, die man mit freiem Aug' nicht sah und die man also in den Mund streckte. Es knirschte zwischen den Zähnen, aber der Saft, der aus der Frucht drang, schwemmt die Erde weg, und das weiche Fleisch streichelte den Gaumen.

Alle Menschen sammeln Erdbeeren, obwohl es verboten war. Wenn der Förster kam, nahm er den Frauen die Töpfe weg, streute die schönen roten Erdbeeren aus und zertrat sie.

Was aber konnte er uns machen, die wir Erdbeeren sofort aßen? Er sah uns böse an und piff seinem Hund. Er trug ein Schild aus Messing an der Brust. Er glänzte grün, stählen und war eigentlich ein metallener Gegenstand in einer Welt aus Blatt, Holz und Erde.

Niemand fürchtete den Förster. Je mehr Erdbeeren er zertrat, desto mehr wuchsen im Walde.

Die Zeitungen kamen spät zu uns. Der Zug hielt nur dreimal in der Woche in unserer Station. Er brachte einige Reisende, Hopfenhändler, die in unserer Gegend Geschäfte machten.

Vom Hopfenhandel lebten viele Menschen. Zum Beispiel die Kutscher. Sie fuhren die Fremden in die Dörfer, auf die Gurshöfe. Mein Vater war ein Kutscher.

Er hieß Manes Kroj. Wir hatten zwei Pferde, einen Wagen für Wochentage, einen Wagen für Sonntage, einen Schlitten für den Winter. Ich kannte meinen Vater sehr wenig. Er war ein Säufer. Er kam nur einmal in der Woche

nach Hause, legte sich ins Bett, schnarchte und sprach aus dem Schlaf. Er fluchte uns, seinen Kindern.

Wir waren acht Söhne. Er wußte unsere Namen nicht. Unsere Mutter war tot. Unser Vater trug einen brandroten Bart, der sein Gesicht verdeckte, und eine hohe Pelzmütze – Sommer und Winter. Es war eine Mütze aus Katzenfellen. Ich kann ihren Geruch nicht vergessen. Sie roch nach Schweiß, toten Tieren, rohem Leder und Talg.

Der Bart meines Vaters wuchs nicht in geraden Haarröhren, wie Bärte wachsen, sondern in Knäueln aus roter Wolle. Sichtbar blieb vom ganzen Angesicht nur die schwere, knollige Nase, deren geschwollene Haut aus kleinen Erhebungen bestand, weich, sattig und uneben war, wie Orangenschalen etwa. Ich erinnere mich noch an meines Vaters schneeweiße Augenbrauen. Sie lagen über seiner Struppigkeit wie zwei weiße Mondsicheln über einem wilden Wald.

Er sprach nichts mit uns. Er schlief. Alles, was er uns sagte, war im Rausch gesprochen und ohne Bewußtsein. Es redete aus ihm, Schlimmes und Zärtliches.

Er war gut zu den Pferden. Er gab ihnen hundert Namen, schönen, frischen Hafer und Wasser aus dem Brunnen in klaren Eimern aus gelbem Holz. Er schlug seine Pferde nicht. Er benützte eine Peitsche mit ledernem Stiel und acht Knoten. Er knallte mit der Peitsche. Es klang wie ein Flintenschuß, wenn die Peitsche knallte.

Eines Morgens, im Winter, das Thermometer zeigte 35 Grad unter Null, fand man meinen Vater erforen unterwegs. Er war in der Trunkenheit vom Schlitten gefallen.

Meine sieben Brüder verließen das Haus und die Heimat. Einer wurde Boxer in Amerika, der zweite Hafenaarbeiter in Odessa, der dritte ging zu den Soldaten – er ist gefallen –, der vierte kam zu einem Schmied ins Dorf, der fünfte fuhr nach Petersburg, fabrizierte Bomben und soll bei einer Explosion umgekommen sein, der sechste wurde

1917 standrechtlich erschossen, der siebente ist Zahntechniker in Mexiko. Er heißt Gabriel, hat geheiratet und schreibt mir zweimal im Jahr.

Ich behielt ein Pferd, einen Wagen, den Schlitten und die schöne Peitsche, schlief im Bett einmal in der Woche, wie mein Vater, und trug seinen Pelz.

Mir dem Pferd wußte ich nicht umzugehen. Es lief gegen einen Zaun, wurde lahmer und hinkte. Eines Tages starb es in unserm Stall, mit ausgestreckten dünnen Beinen und gebrochenen klugen Augen.

Ich war ein halbes Jahr Barbiergehilfe und verstand nicht, das Messer zu führen. Meine Hände waren schwer und immer kalt. Außerdem liebte ich die Gesichter der Menschen nicht.

Hierauf nahm mich der Schneider Petrusz in die Lehre. Er war arm. Meine Landsleute verbrauchten nicht viele Kleider. Sie waren auch nicht nach der Mode angezogen.

Mein Meister konnte nicht lesen und schreiben, nicht einmal Zahlen schrieb er. Er nahm nicht mit einem Zentimeter Maß, sondern mit einem Schnürchen, in das er Knoten band. Von jedem Stoff, den man ihm gab, behielt er ein Stück. Er versorgte die Familie seines Schwagers, der bei ihm wohnte, des Glasermeisters Schapak.

Durch diesen Glasermeister verlor ich meine Lehrstelle. Er verachtete die Schneider. Ich verachtete die Glaser. Er hatte keinen Grund dazu. Heute habe ich kein Vorurteil gegen gewisse Handwerker. Damals aber glaubte ich, ein Glaser wäre weniger als ein Schneider.

Worin besteht denn die Kunst eines Glasermeisters? Es ist ein großer Unterschied, ob man den Fensterrahmen Maß nimmt oder den Menschen.

Schapak konnte lesen und schreiben. Er gab es uns deutlich zu verstehn. Er nahm vielleicht an, daß kein Schneider lesen und schreiben kann. Er verachtete nicht nur seinen Schwager, von dem er lebte, sondern auch die ganze Zunft.

Mein Meister hätte es wahrscheinlich vertragen, selbst Geringsschätzung zu erfahren. Sein Handwerk ließ er nicht beleidigen.

Ich erinnere mich, wie der Schneider und der Glasermeister über die Vorzüge ihrer Berufe stritten. Der Streit entstand, wie alle großen Karastrophen, aus geringen Anlässen, zum Beispiel wegen der verwechselten Geschirre.

Die Kinder des Glasermeisters zerbrachen ein paar Teller. Die Frau des Glasermeisters benutzte dann die Teller meines Meisters. Sie hatten einen goldenen Streifen und kleine Landschaften an den Rändern.

»Hast du noch nicht deiner Frau gesagt«, rief mein Meister, »daß man nicht stehlen darf?«

»Meine Frau stiehlt nicht«, erwiderte der Glaser, »sie ist nicht eines Schneiders Frau!«

Der Glaser spielte auf die Stoffreste an, die Petrusz behielt und die den Kunden gehörten.

»Ich behalte nicht ein Stückchen Fensterscheibe«, sagte der Glaser.

»Die Glaser sind Betler«, erwiderte der Schneider.

»Ich rede nicht mit einem ungebildeten Mann«, sagte der Glaser. »Nicht einmal Zahlen kannst du lesen. Du weißt nicht, wie spät es ist.«

»Du hast meine silberne Uhr verkauft, du Dieb!« schrie Petrusz.

»Was kannst du mit einer silbernen Uhr anfangen, du Esel?« – fragte Schapak, der Glaser.

Der Schneider Petrusz ergriff das Bügeleisen und warf es gegen den Kasten, in dem die neuen Scheiben des Glasermeisters steckten. Er traf sie nicht. Er hatte ein gutes Herz. Er warf das Bügeleisen absichtlich so, daß es sein Ziel verfehlte.

Hierauf wurde es still.

Der Glasermeister schickte mich um Schnaps. Ich fragte den Schneider: »Meister, soll ich gehn? Ihr Schwager schickt mich.«

Es war meine Pflicht, den Schneider zu fragen. Es kränkte den Glaser.

Er besaß, wie alle Glaser, einen Diamanten zum Schneiden der Scheiben. Der Schneider die Scheiben wie Butter, sagte er. Ich war damals überzeugt, daß ein Diamant – und sei es auch einer zum Glasschneiden – einen unschätzbaren Wert besitze. Ich verstand nicht, warum der Glaser diesen Stein nicht verkaufte, um ein reicher Mann zu werden und in einem Palast zu wohnen.

Wenn ich ihn fragte: »Warum verkaufen Sie Ihren Stein nicht?«, so sagte er: »Wovon soll ich denn leben?« Und er lebte doch von seinem Schwager.

Eines Tages ging der Diamant verloren.

»Kroj hat ihn gestohlen!« sagte der Glasermeister.

Es war ein Winterabend, ich lag auf meiner Ofenbank, die mein Bett war. Die Petroleumlampe war nahe am Erlöschen. Es strank nach Rauch und Fett und dem Urin der Kinder. Man hörte den Wind. Es klang wie das Schleifen von Stahl an Steinen. So hart fuhr er über den gefrorenen Schnee. Er wetzte die Häuser. Unser Ofen begann zu erkalten. Es war eine jener traurigen Stunden, in denen der Mensch fühlt, wie die Wärme unaufhaltsam entweicht, wie die Kälte durch den Schornstein in den Ofen gleitet, ein Eisklumpen. In solchen Stunden bildet man sich ein, daß trotz allem dieser letzte Rest der Wärme noch bleiben könnte. Die Kälte wird im Schornstein steckenbleiben. Man klammert sich an den Ofen. Man drückt ihn an sich. Man gibt ihm, um ihn zu ermuntern, von seiner Eigenwärme. Man weiß dennoch, daß nichts mehr helfen kann. Der Glaser holte die Petroleumkanne – sie stand unter der Ofenbank –, goß neue Nahrung in die Lampe, es wurde hell, als wäre es sechs Uhr abends, und mein Meister, der Schneider, saß da und rührte sich nicht. Die Bewegungen des Glasers waren langsam und präzise, von einem einzigen Gedanken gelenkt, wie eine Truppe von einem

Feldherrn. Ich wußte, was kommen würde, und rührte mich nicht. Ich war nicht erschrocken, nicht gekränkt. Mich schmerzte nicht der Verdacht des Glasers, sondern die Feigheit des Schneiders.

Ja, ich bewunderte den Glaser. Seine Bedachtsamkeit war von einer igeren Freude erhellt. In seinem gelben weichen Angesicht, das aus dem Kirt für Fensterscheiben gemacht schien, spielte eine stille, versonnene, süße Heiterkeit. Er sah mich nicht an. Aber er dachte unaufföhrlich an mich. Ich fühlte es. Seine Gedanken umklammerten mich wie böse, weiche, unerbitliche Schlingpflanzen.

Er brachte die Lampe vorsichtig an meine Ofenbank. »Steh auf!« sagte er.

Er durchsuchte meinen Ranzen, mein Leintuch mit schleichenden, stillen Fingern. Seine Hände waren wie Füße in Strümpfen.

Seine Heiterkeit löste sich auf. Das gelbe, weiche, breite Angesicht war von spärlichen blonden Haarstopeln bewachsen. Ich zählte sie. Es waren achtundvierzig.

Er fand nichts auf meiner Ofenbank und nichts in meinen Taschen. Er kehrte sie um, ihr Inneres hing schlaff, gelb, schmutzig an meinem Rock und an meinen Hosen. Alle meine Habseligkeiten lagen auf dem Tisch. Ich schämte mich meiner rechtmäßigen Güter mehr, als wenn man den Diamanten gefunden hätte. Im hellen Schein der wiedererwachten, mit doppelter Kraft leuchtenden, bis zum Rand gefüllten Lampe lagen meine Scheren, zwei runde Kieselsteine, eine flache grüne Kreide, ein Taschenspiegel, ein schweres Messer mit stehender Klinge und einer Öse am Griff und ein braunes, gleichmäßig gerilltes Horn.

»Ein Raubmörder!« rief der Glaser und wog mein Messer in den Händen.

»Hinaus, hinaus, hinaus!« schrie er auf einmal. Er schrie dieses Wort wohl zwölfmal hintereinander. Er hatte den

ganzen Wortschatz vergessen und nur dieses eine Wort behalten.

Ich sah den Schneider an. Er fing eine Fliege, eine matte graue Winterfliege, hielt sie an den Flügeln fest und zählte ihre krank zappelnden Füße.

Dann zog ich den kurzen Pelz meines Vaters an, schob alle meine Gegenstände in die Taschen und ging.

Nach einigen Minuten hörte ich meinen Namen rufen. Es war der Schneider. Er lief, gebückt und schief, seine Rockschoße wehten im Wind. Ich erwartete ihn. Er drückte mir einen kleinen Beutel in die Hand. Es war sein Geldbeutel aus runzligen, kaltem Leder mit verrostetem Schloß.

Mir scheint, daß der Schneider damals geweint hat.

Unsere Stadt war in den Winternächten grausam. Der Schnee war eine Maske über ihrer Niedrigkeit. Er erstickte die zankenden Stimmen, die aus den Häusern kamen. Jedes Haus trug braune geschlossene Fensterläden mit schmalen gelben Lichtstreifen. An manchen Straßenecken brannten tanzende rote Flämmchen in gelben Petroleumlaternen.

Der Schnee leuchtete sanft und schmerzend zugleich. Der Wind bürrrete die Dächer, der weiße Staub flog auf. Der Wind lag wie eine kalte Hand vor dem Mund. Tief unter dem Schnee lagen die Holzplatten, aus denen bei uns der Bürgersteig bestand. Man trat bis zum Knie in den Schnee.

Es schneite immer noch. Ich konnte den Himmel nicht sehen. Kein Tor war offen. Zwei alte Männer gingen lautlos. Sie trugen lange Stöcke.

Ich ging die Straße entlang, die zum Friedhof führte. Ich wollte eigentlich in die umgekehrte Richtung — zum Bahnhof. Aber ich muß damals die Richtungen verwechselt haben. Vielleicht dachte ich, daß der Bahnhof erst am

Morgen geöffnet würde, indessen ein Friedhof den ganzen Tag und die ganze Nacht offen sein müßte.

Es brannte Licht in der Totenkammer. Der alte Pantaleimon schlief neben den Toren. Ich kannte ihn, er kannte mich auch. Denn es war in unserer Stadt Sitte, zum Friedhof spazierenzugehn. (Anderer Städte haben Gärten und Parks. Wir hatten einen Friedhof. Die Kinder spielten zwischen den Gräbern. Die Alten saßen auf den Steinen und rochen die Erde, die aus unsern Ahnen bestand und die sehr fett war.)

Ich ging in die Totenkammer. Es lag da die Leiche eines Betlers, der am nächsten Tag begraben werden sollte. Ich weckte Pantaleimon.

Er hatte einen tiefen Schlaf, wie alle Krankenwärter und Totengräber. Er glaubte, daß der rote Betler ihn wecke, und er sagte im Halbschlaf:

»Sei ruhig, Peter Onucha, morgen wirst du begraben!«
Als er die Augen aufschlug — er hatte so kleine Augen zwischen dichtem Haar-, Brauen- und Wimperngestrüpp, daß man nicht wissen konnte, ob er sie schon aufgeschlagen hatte —, erkannte er mich.

»Der Schneider hat mich hinausgeworfen!« sagte ich zu Pantaleimon.

Pantaleimon setzte sich. Seine Beine umspannte ein dickes, rohes Katzenfell. Seine Pelzweste war offen.

»Du hast gestohlen!« sagte Pantaleimon.

Ich erklärte ihm die Geschichte. Ich schwor, daß ich den Diamanten nicht gestohlen hatte.

Pantaleimon aber flüsterte mir ins Ohr: »Wo hast du den Diamanten versteckt, du Schlauser! Du kluges Bürschen! Wo hast du ihn versteckt? Mir kannst du es sagen!«

In dieser Nacht lernte ich, daß es keinen Sinn hat, die Wahrheit zu sagen, und daß es leichter ist, einem Urgläubigen Gott zu erklären als einem Ehrlichen einen Diebstahl und einem Dieb Ehrlichkeit.

Denn Pantaleimon war ein Dieb.

Ich nehme es ihm nicht übel, daß er ein Dieb war. War er denn überhaupt einer, wenn er doch gar nicht stahl? Wer würde nicht stehlen, wenn er nur könnte?

Ich nehme Pantaleimon auch seinen Verdacht nicht übel. Ich habe es ihm zu danken, daß ich nicht erforen und verhungert bin. Ich blieb bei ihm und half ihm, Gräber graben und Steine schmücken. An Totensonntagen teilten wir das Trinkgeld und den Erlös für die Kerzen.

Ich begann, die Toten zu lieben und von allen Lebenden nur Pantaleimon. Ich schlief in seinem Haus, und mein Bett war wieder eine Ofenbank. Ich hatte viel zu tun, um zwischen Pantaleimon, seiner Frau und seinen drei Kindern Frieden zu stiften.

Pantaleimons Frau achtete ihren Mann nicht. Sie verließ ihn auch nicht, obwohl sie immer drohte, für 10 Jahre wegzugehn. Pantaleimon war keine Autorität. Seine Frau schlug ihn. Er ließ sich schlagen.

Mehrere Persönlichkeiten hatten schon versucht, die Ehe Pantaleimons zu bessern. Unter ihnen war die vornehmste der Herr Graf, unser Graf. So nannten wir den Herrn, der nahe der Stadt ein Schloß bewohnte und jeden Tag durch die Straßen der Stadt wanderte, als wäre er kein Graf.

Er war ein guter Mensch, er liebte alle Menschen und besonders Pantaleimon.

Pantaleimon ging im Schloß aus und ein, er bediente den Grafen, er putzte die Fußböden und die Anzüge und besorgte auch delikateren Aufträge.

Der Graf hatte zwar einige Diener, aber nur einen Freund. Pantaleimon.

Einmal im Jahr verließ der Graf sein Schloß. Er fuhr nach Paris, nach Nizza und Monte Carlo. Seine Abwesenheit dauerte drei Monate.

In dieser Zeit lag Pantaleimon im Schloß auf der Lauer,

er spähte die Lakaien aus, den Gutsverwalter, die Mägde, und er schrieb mit seiner kurzen, breiten Hand, die wie ein Spaten war, jede Woche Berichte an den Grafen.

Wenn Pantaleimon ein ganz gewöhnlicher Dieb gewesen wäre, so hätte er das ganze Schloß stehlen können, er war aber ein Dieb, der nicht stahl. Das war es.

Unser Graf war von sehr altem Adel und mit einigen regierenden Häusern in Europa verwandt. Sein Wappen bestand aus drei Lilien, die ihre Köpfchen aneinander schmiegt. Flach, breit, zweiseitig geschliffen lag über ihnen ein Schwert.

Der Graf war ungefähr sechzig Jahre alt. Er trug immer blaue Anzüge und dunkelblaue Überzieher, Lackschuhe, Gamaschen, weiße Handschuhe und einen Regenschirm. Wozu brauchte er einen? Wenn es regnete, fuhr er in seinen lackierten dunkelblauen Wagen spazieren. Die wenigen Schritte, die er von der Terrasse seines Hauses bis zum Wagen zurückzulegen hatte, begleitete ihn ein Diener mit einem Schirm. Ich sah oft, wie der Lakai, der etwas kleiner gewachsen war als sein Herr, den Arm hochrechte, mit dem Schirm den ganzen Umfang des Grafen deckte und sich selbst den Wassern preisgab. Ja, auch wenn der Graf im Wagen saß und in der kurzen Zeit, in der die Pferde anzogen und der Kutscher die Peitsche aus dem Futteral zog, stand der Diener mit zugeklapptem Regenschirm, ohne Hut und tiefend, einige Schritte vor dem Wagen. Ins Haus kehrte er dann ungeschützt zurück, den Regenschirm im Arm, langsam, als wäre er unempfindlich gegen Wasser, als strahlte die Sonne am Himmel. Es gab Zeiten, in denen mir der Diener noch gräßlicher erschien als der Graf.

An schönen Frühlingsnachmittagen saß der Graf auf der Terrasse des einzigen Kaffeehauses, das unsere Stadt besaß, aß Kuchen und plauderte mit Kavallerieoffizieren. Er hatte Beziehungen zur Armee, seine Söhne waren Of-

fiziere, er selbst war ein Kenner von Pferden, er besaß deren zwölf, und er rit manchmal einen Schimmel. Den jungen Offizieren sagte der Graf: Du. Alle grüßten ihn militärisch wie einen General. Der Graf salutierte, obwohl er in Zivil war. Er legte nur zwei Finger an den Rand seines Zylinders.

Jeden Freitagnorgen versammelten sich vor seinem Schloß die Armen unserer Stadt. Der Graf trat auf den Balkon und warf Kleingeld hinunter. Er ließ etwa eine halbe Stunde Geld regnen, dann winkte er mit der Hand. Alle Bettler riefen dreimal: Hoch lebe der Herr Graf! — und zogen ab.

Eine Frau Gräfin gab es nicht. Sie war schon lange tot. Dagegen lebte im Schloß eine Dame, die beinahe eine Gräfin war; die Witwe nach einem Dragonermajor, der in einem Duell gefallen war. Man sagte, der Graf werde sie heiraten. Aber seine Söhne kamen immer zu Besuch, wenn die Heirat bevorstand, und die Majorwitwe ward keine Gräfin.

Es ist vielleicht gut, daß sie keine Gräfin geworden ist. Ich sah einmal, wie sie einen Diener schlug, weil er mit mir gesprochen und ihre Klingel nicht gehört hatte. Die Armen wären am Freitag nicht mehr vor das Schloß gekommen. Der Herr Graf hätte nicht mehr allein nach Paris, Nizza und Monte Carlo fahren können. Wer weiß, was aus Pantaleimon und mir geworden wäre. Ich selbst habe nämlich unserm Grafen viel zu verdanken. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Für uns alle tat der Graf sehr viel Gutes. Er achtete darauf, daß aus unserer Stadt nur die Allerstärksten zum Militär genommen wurden und nur solche, die nichts zu verlieren hatten. Jedes Jahr, wenn die Musterungskommission kam, gingen die Stellungspflichtigen zum Grafen. Er lud die Herren von der Kommission ein, sprach mit dem Major, dem Militärarzt und warnte sie. Er gab ihnen

schöne und schwere Weine und eine Liste aller jungen Leute, die sie assentieren durften.

Seine Methode war nicht immer zuverlässig. Es gibt eine gewisse Art von Majoren, die sich nichts aus Grafen machen und Listen zerreißen. Deshalb schien es unsern jungen Leuten geboten, sich vor der Assentierung auch zu plagen, Gifte einzunehmen, die Herzen zu schwächen, Lungenentzündungen zu bekommen, häßliche Augenkrankheiten und mancherlei Gebrechen. Ja, bei einigen war der Widerwille gegen das Militär so groß, daß sie sich die Füße verküppeln und Finger abhacken ließen. Ich kannte einen rothhaarigen Schlosser, der sich die Sehnen an den Füßen hatte durchschneiden lassen. Er war sein Leben lang lahm. Ich kannte einen Dachdecker, der sein linkes Auge so lange mit scharfen Flüssigkeiten behandelt hatte, bis es blind geworden war.

Die Kommission kam jedes Jahr im März, sie kam, wie in den Bergen ein Föhn kommt, um den Frühling anzukündigen. Dann begannen die jungen Männer, die sich auf den Grafen nicht verließen, schwarzen Kaffee zu trinken, mit Mädchen zu schlafen, die Nächte über zu wandern. Manche badeten im kalten Wasser, bekamen eine Lungenentzündung; die Schwindsucht, sie starben plötzlich oder langsam. Aber sie wurden keine Soldaten. Die Klügsten wanderten nach Amerika aus.

Um nach Amerika zu kommen, brauchte man nicht nur viel Geld, sondern auch falsche Papiere. Einige Männer beschäftigten sich mit der Beförderung junger Männer nach Amerika und mit der Herstellung falscher Papiere. Sie verdienten viel. Sie waren nicht zuverlässig. Im letzten Augenblick, wenn man schon in der Eisenbahn saß und ehe man noch die Grenzen des Landes verlassen hatte, schickten sie ein Telegramm an die Behörde, und man kam ins Zuchthaus und nicht nach Amerika.

Mit den Auswanderungsagenten mußte man gut leben.

Man konnte ihnen ihre Vergehen gegen das Gesetz nicht nachweisen, aber auch, wenn man es gekannt hätte, wäre ihnen nichts geschehen. Denn sie lebten in unserer Stadt und waren also gefeit gegen jede Verfolgung. Bei uns lebten die Wahnsinnigen, die Verbrecher, die Unschuldigen, die Törichten, die Klugen, und alle in gleicher Freiheit.

Die Polizei kam zu den Eltern eines Deserteurs und fragte sie nach Briefen des Verschollenen. Darauf sagten die Eltern, ihr Sohn wäre ohne ihr Wissen vom Haus fortgereist und familiäre Beziehungen bestünden nicht mehr. Die Polizei schrieb das in ein Protokoll und sprach nie mehr davon.

Die Menschen in unserer Stadt hatten ein Bedürfnis nach Schönheit und nach Werken der Kunst. Seit undenklichen Zeiten gab es bei uns einen kleinen Park, in dem Kastanienbäume blühten, sehr alte ehrwürdige, dicke Bäume, deren Kronen der Magistrat manchmal schneiden ließ und in deren Schatten an heißen Sommertagen die Menschen schlafen. Der Park war rund, ein Kreis ohne Feld, mit dem Zirkel ausgemessen, von einem hölzernen, graugestrichenen Zaun umgeben, auf den man überhaupt hätte verzichten können — so wenig war es ein Zaun. Er war eher ein hölzerner Ring, an manchen Stellen weich, zersplittert, verfault, an andern zerbrochen, aber im ganzen immer noch vorhanden, ein lockerer Gürtel an den Hüften des Parks. Er konnte weder Hunden den Eintritt wehren noch den Gassenjungen, die niemals einen der offiziellen Eingänge benutzten. Es war lediglich die Ordnungsliebe unserer Leute, die ihnen geboten hatte, durch eine Linie von mehr symbolischer Bedeutung den Park von der Straße abzugrenzen.

In der Mitte des Parks stand eine kleine hölzerne Bude mit schrägem Giebel, an dessen Ende ein Wetterfännchen angebracht war. Auch diese Wetterfahne war zwecklos.

Der Wind drang niemals durch das dicke Blätterdach der Kastanien. Die Windfahne hatte nichts zu tun. Dennoch richteten sich manche nach ihr. Denn es kam vor, daß sie aus rätselhafter Ursache heute nach Westen gerichtet war und morgen nach Norden. Ich glaube, daß irgend jemand sich die Mühe nahm, die Wetterfahne unserer Stadt nach der jeweiligen Windrichtung zu regulieren. Es wird einer von den vielen Verrückten gewesen sein, die bei uns öfentliche Funktionen ausübten.

Der wirkliche Zweck der hölzernen Bude war ein anderer: Sie war eigentlich ein Erfrischungspavillon, sie spendete Eis und Sodawasser mit und ohne Sirup und wurde von einer schönen, statlichen, blonden Frau verwaltet, bei der ich und andere die Liebe gelernt haben. Das Sodawasser, das sie ausschenkte, muß von einer besonderen Art gewesen sein, oder die jungen Männer meiner Heimat waren es.

Unser Pavillon war manchmal geschlossen, an Stunden, in denen man es gar nicht erwartet hatte. Mitten am Tage, zu einer Zeit, in der in allen anderen Städten der Welt Sodawasser getrunken wird, war unser Pavillon geschlossen, taub, grau, schweigsam. Die Vögel zwitscherten über ihm in den Kronen. Er war ein verwunschener Pavillon. Kein Geräusch drang aus seinem Innern. Man sah kein Schloß an seiner Tür, er war von innen zugemacht worden.

Wann er geöffnet würde, wußte niemand. Aber nach einer Stunde oder nach zwei oder nach drei mußte er wieder offen sein. Er war es wirklich. Ein Zauber öffnete und schloß ihn. Niemand sah man, wann es geschah. Auch die jungen Männer, derentwegen er sich schloß, wußten nicht, wieso sie auf einmal eingesperrt waren. Sie hatten auch keine Zeit, auf die Tür zu achten.

Der Pavillon war die einzige Zierde unseres Parks und unserer Stadt. Eines Tages schien er unserm Bürgermeister

zu gering und der Bedeutung unserer Heimat nicht entsprechend. Infolgedessen errichtete man einen Turm aus roten und gelben Ziegelsteinen, mit einer Uhr, deren Zifferblatt jeden Abend beleuchtet wurde. Nachträglich baute man einen kleinen Laden in den Turm ein, eine Frau siedelte sich dort an und verkaufte Blumen. Es war eine schöne, stattliche, blonde Frau, aber der Blumenladen war immer offen.

Das Bedürfnis nach Sodawasser war größer als das nach Blumenschmuck. Die Blumentrau, die sich unsern Gehörswohnungen nicht anpassen konnte, blieb unbeachtet, sie erkrankte bald, sie starb jung. Ihren Laden erbte der Ehemann unserer Blondin, der einzige Hausierer der Stadt, der mit alten Uhren handelte, ein hagerer Mann mit einem Aug? Zehn Jahre lang hatte er Geschäfte im Gehen gemacht. In seiner Linken lag immer ein Dutzend verdorbener Uhren. Die schweren Ketten aus Nickel und Neusilber hingen an der Hand wie metallene Riemen einer Nagaika. Am Montag war Schweinemarkt. Die Bauern kamen, verdienten Geld und brauchten Schmuck. Unser Hausierer ging von einem Bauernwagen zum andern, schüttelte die Uhren, damit sie tickten, und bot sie den Bauern an.

Jetzt wurde er ein vornehmer Kaufmann, er setzte sich in den Blumenladen, hing die Uhren an die Fensterscheibe und ließ die Bauern zu sich kommen. Unser schöner Turm war profaniert. Die Bauern kamen, schleppten die Schweine hinter sich her, sie trugen schmutzige Stiefel, und unser Bürgermeister dachte über ein neues Verschönerungsmittel nach.

Alle bedeutenden Städte der Welt haben Monumente. In unserer Stadt war keines.

In unserer ganzen Geschichte hätte man umsonst nach einer Persönlichkeit gesucht, die eines Denkmals würdig gewesen wäre.

Nicht daß es uns an großen Männern gefehlt hätte! Ich habe einige am Anfang meiner Erzählung erwähnt. Aber nicht einer unter ihnen, der in der Heimat gewirkt hatte und in lebendiger Erinnerung geblieben war! Nicht einer unter ihnen, der nicht bedenkliche Züge eines Empörers, eines Unzufriedenen, eines Revolutionärs getragen hat! Alle hatten die Autorität gehaßt. Die Autorität konnte sich nicht bei ihnen durch ein Denkmal bedanken. Alle hatten die Heimat verlassen. Die Heimat durfte ihnen nicht dafür dankbar sein.

Man hätte unserm Herrn Graf ein Denkmal setzen können. Dagegen wehrten sich die Abergläubischen. Sie sagten, ein Denkmal für einen Lebendigen beschwöre dessen Tod und der lebende Graf sei wertvoller als einer aus Stein. Die Abergläubischen wären vielleicht überstimmt worden, wenn wir Geld genug gehabt hätten. Wir hatten nicht viel. Unser Bürgermeister bedurfte zur Errichtung eines Denkmals der Unterstützung, und er mußte den Grafen um ein Darlehen bitten.

Wie aber kann man den Grafen um Geld bitten, für ein Denkmal, das den Grafen selbst darstellen soll?

Unsere Stadt wußte keinen Rat. Man suchte in den Chroniken nach großen und würdigen Männern. Man fand einen berühmten Rabbiner. Leider verbietet die jüdische Religion Denkmäler, und außerdem repräsentiert ein Rabbiner nicht genügend.

In unserer Stadt lebte ein Dichter. Er schrieb in keiner der Landessprachen. Er schrieb lateinische Gedichte.

Er hieß Raphael Stoklos, beinahe wie ein Grieche. In seiner Jugend wollte er Universitätsprofessor werden. Wenn man aber in einer Stadt geboren ist, die so weit von Universitätsstädten entfernt ist, wenn man kein Geld hat und nicht genug Lebenskunde, bleibt man ein lateinischer Dichter.

Stoklos gab Unterricht in alten und neuen Sprachen.

Dafür zahlte man ihm ein Zimmer und alle Mahlzeiten. Denn er selbst konnte mit Geld nicht umgehen.

Schon war der Magistrat nahe daran, den lebenden Dichter zu verewigen. Da kam Stoklos selbst auf einen Ausweg: Ein berühmter Schriftsteller und Gelehrter des 17. Jahrhunderts war in der Nähe unserer Stadt, in einem immerhin sechs Meilen entfernten Dorf, geboren worden.

Dannals war unsere Stadt auch noch ein Dorf gewesen. Da sie aber inzwischen die einzige Stadt im Umkreis von zehn Meilen geworden war – gehörte nicht jenes Dorf zu ihr, gehörte nicht jener berühmte Mann zu ihr?

Zwar hatte auch er, wie es in seiner Zeit gewesen war, lateinisch geschrieben. Aber er war schon ebensolange tot wie seine Sprache. Er stand in der Literaturschichte und im Lexikon. Er war berühmt.

Unser Graf ließ Geld, man gab einem Steinmetz den Auftrag. Stoklos verschaffte einen Kupferstich, das Porträt des Berühmten.

Der Steinmetz schuf einen großen Mann mit Brille, einem flatternden Mantel, einem Buch in der Hand, einer Feder hinterm Ohr. Das war unser Denkmal.

Es stand auf einem Sockel aus falschem Marmor. Um den Sockel grünte ein kleiner Rasen. Um den Rasen lief ein rotes Drahtgeflecht.

Später pflanzte man Stiefmütterchen auf den Rasen, schöne, große Stiefmütterchen mit weichen, klugen Gesichtern.

Wir hatten nun ein Denkmal. Wir standen und saßen davor und betrachteten die Züge unseres großen Landmannes.

Er hatte immer dieselbe Seite seines Buches aufgeschlagen.

Im Herbst befürchtete man die schädliche Wirkung der Nässe und der Fröste für den teuren Stein. Man baute ein hohes hölzernes Haus und stülpte es über das Denkmal.

Den ganzen Winter lang bis zum April stand unser großer Gelehrter hinter Brettern. Er schlief einen Winterschlaf wie manche Tiere.

Wenn der Frühling kam, begann ein Hämmerern im Park, man entfernte das Futteral vom Denkmal. Es war auch eines unserer Frühlingssymptome.

Das Denkmal ist schon frei! Es wird Frühling! – sagten die Leute im April.

[...]

Pantaleimon und ich, wir vergaßen ihn nicht.

Eines Tages fand Pantaleimon auf dem Friedhof einen Erhängten. Es war ein Landstreicher, bei uns unbekannt. Er verursachte eine Aufregung in unserer Stadt und selbst in der Umgebung. Denn es geschah nicht alle Tage, wie man sich denken kann, daß einer Selbstmord beging in einer Welt, in der es niemandem schwerfällt zu leben.

Pantaleimon schnitt den Toten nicht sofort ab. Er holte mich zuerst. Ich schälte gerade Kartoffeln, da kam Pantaleimon und sagte: »Da hängt einer!«

»Warum hast du ihn nicht abgeschnitten?« fragte ich. Pantaleimon antwortete nicht.

Wir gingen nun zusammen. Auf dem dünnen Ast eines einsamen Fichtenbaums – weit und breit gab es nur Kreuze und Grabsteine – hing ein dünner Mann. Seine Zungenspitze war blau. Sie lag im linken Mundwinkel wie bei manchen Idioten. Die Füße des Mannes berührten fast den Boden. Ein Brotsack, gefüllt, und eine Blechschale, die leise klapperte, wenn ein Wind die Zweige bewegte, hingen an den Hüften des Mannes.

Warum hat er den Brotsack nicht abgelegt? fragte ich mich. Warum hat er die Blechschale nicht abgelegt? Da sein Brotsack noch gefüllt war, warum ging er in den Tod? Einen Tag hätte er noch leben können! Zwei Tage hätte er noch gelebt!

Warum geht einer aus dem Leben wie im Winter aus einem Zimmer, in dem kein Ofen steht? Macht die Tür hinter sich zu und streckt uns trotzig und kindisch die Zunge heraus?

Ich hatte schon viele Tote gesehen, die in ihren weißen und schmutzigen Betten gestorben waren – die Toten, die in die Kammer kamen, ehe sie zur Erde gingen. Sie alle hatten nichts mehr vom Leben gehabt, sie waren schon Bestandteile des Friedhofs, es war, als wären sie schon lange Jahre vorher tot gewesen, ehe man sie zu uns gebracht hatte.

Hier hing ein Toter aufrecht, als lebte er. Sein Fuß bewegte sich, als wollte er noch wandern. Brotsack und Kleider trug die Leiche.

Ich faßte damals den Entschluß, niemals Selbstmord zu begehn.

[...]

Es war unmöglich zu sterben, auf einem Ast zu hängen und von Pantaleimon gefunden zu werden.

Übrigens war's für Pantaleimon ein Glück. Man weiß, wie sehr begehrt die Stricke sind, an denen sich jemand erhängt hat. Sie bringen Glück, es ist kein Zweifel.

Es war Pantaleimons erster Gedanke, einen Käufer für den Strick zu finden. Wer sollte ihn kaufen? Wer sollte ihn für viel Geld kaufen?

Die Reichen sind gewöhnlich nicht abergläubisch. Sie kaufen goldene Ketten und Perlenschnüre, aber keine Stricke aus Hanf. Außerdem haben sie auch ohne jede Anstrengung viel Glück.

Blieb der Graf, der ein Reicher war, aber sicherlich auch ein Abergläubischer. Allein, es war gerade jene Zeit im Jahr, in der unser Herr Graf seine Reise ins Unbekannte unternommen hatte.

»Wir könnten«, sagte ich zu Pantaleimon, »den Strick zerschneiden und die einzelnen Teile verkaufen!«

»Du bist ein kluges Bürschchen!« sagte Pantaleimon.

»Du hast auch den Diamant versteckt!«

Wir zerschnitten den Strick. Die Käufer kamen. Man begrub den Selbstmörder feierlich, ohne Geistlichen, unter dem Baum, auf dem er sich erhängt hatte. Unser Diener hielt eine Rede auf den unbekanntesten Fremden, der fern der Heimat, ein Einsamer, Ausgestoßener vielleicht, gestorben war, wer weiß, warum. Sein Schicksal war nicht nur tragisch, es war mehr, nämlich unbekannt.

Sofort nach dem Begräbnis kamen die Käufer. Am Abend desselben Tages hatten wir viel Geld in der Schublade und kein Stückchen Strick mehr.

Der Frau Pantaleimons erzählten wir nichts von unsern Einnahmen. Wir beschlossen, reich zu werden, der Strick hatte uns mutig gemacht, und das klingende Geld, das wir zählten, erheiterte uns wie Schnaps.

»Wenn ich morgen noch einen Erhängten finde?« sagte Pantaleimon.

»Die Leute erhängen sich so selten!« sagte er. »Der Geistliche jagt ihnen einen Schrecken ein. Sie kommen nicht in den Himmel. Woher weiß es der Pfaffe? Man ist im Leben eingesperrt und muß warten, bis Gott den Kerker aufschließt und man in die Freiheit kommt. Wenn aber jemand sich erhängt, auf einem schönen Fichtenbaum, im Sommer, wenn die Vögel zwitschern, der Himmel blau ist und die Fliegen summen, so jagen die Teufel die arme Seele in die Hölle.

Wahrscheinlich aber ist das alles gar nicht wahr! Die Leute kommen in die Hölle, ob sie auf den Tod warten oder ob sie sich ihn holen! Es ist alles ganz gleich.

Was ist die Folge von all dem? Daß ich noch hundert Jahre warten kann, ehe ich noch einen so schönen Strick bekomme!«

Plötzlich war es mir, als ob mir jemand einen Finger nach dem Ofen ausgestreckt hätte. Ich erblickte den Strick, an dem man die billigen Särge in die Gräber hinunterließ.

Ich nahm ein Messer, zerschnitt den Strick und legte die Teile vor Pantaleimon. »Wir werden diesen Strick verkaufen!« sagte ich.

»Wenn er aber kein Glück bringt?« fragte Pantaleimon.

»Ich glaube«, sagte ich, »daß alle Stricke Glück bringen!«

Ich hatte wahrscheinlich recht. Fortwährend kamen die Leute, wir verkauften ganz winzige Stückchen, und immer wieder zerschnitten wir neue Stricke.

Ich kaufte mir eine neue Pelzmütze und ein Paar Stiefel, Pantaleimon bekam eine Weste. Seiner Frau schenkte er Korallen.

Wir waren sehr reich.

Ich hätte in die Welt fahren können, nach der ich mich sehnte.

»Warte auf den Grafen!« sagte Pantaleimon, »er wird dir gewiß sagen, wohin du fahren kannst!«

Der Sommer lag da und wartete auf sein Ende. Im Herbst mußten die Fremden kommen, die Hopfenhändler aus Österreich, Deutschland, aus England, die reichen Männer, von denen viele Menschen in unserer Stadt lebten.

Der Sommer lag da und gebar verschiedene Krankheiten. Vom faulen Obst bekamen die Menschen Bauchweh und starben, in den Brunnen trocknete das Wasser, ein paar Nadelwälder begannen zu brennen, die trockenen Gräser der Steppe entzündeten sich. In den Nächten war der Horizont gerötet, ein beizender Dunst lag in der Luft.

Immer neue Gäste kamen in die Totenkammer. Die Behörden ließen ausrufen, daß es gefährlich sei, Wasser zu trinken. Wir tranken heißen Tee, aßen keine Kirschen,

nicht einmal die sauren. Birnen und Äpfel waren noch nicht reif.

Viele gingen ins Dampfbad, um die Gifte auszuschwitzen. Frau Bardach, die Besitzerin, hatte so viel zu tun, daß sie erkrankte. Nach zwei Wochen war auch sie tot, man begrub sie auf dem jüdischen Friedhof, noch ehe ihr Sohn gekommen war, ihr Sohn, der aus der weiten Welt nur ein paarmal im Jahr schrieb.

Sein Onkel, der Bruder der Frau Bardach, war ein reicher Holzhändler in Wien. Wolf, sein Neffe, war noch als Knabe über die Grenze zu seinem Onkel gefahren.

Man sagte, er sei ein großer Verteidiger geworden, ein berühmter Mann. Alle waren neugierig, ihn zu sehen.

Er kam. Er war wirklich sehenswert. Dieser Herr sollte der Sohn unserer Stadt sein?

Wolf Bardach war nicht nur dick, breit, mit funkelnden Brillengläsern mitten im Gesicht, mit einem grauen steifen Hut auf dem Kopf, mit glänzenden roten Backen – Bardach trug auch eine helle karierte Hose. Es war die erste Hose dieser Art in unserer Stadt, nicht einmal der Graf besaß dergleichen.

Bardach erbt ein großes Vermögen. Dampfbäder sind ein gutes Geschäft. Wenn Bardach geblieben wäre, um das Geschäft seiner Mutter weiter zu betreiben, so hätte er in einigen Jahren Millionen gemacht.

Es fehlte auch nicht an Ratgebern. Leute, die Wolf Bardach noch gekannt hatten, als er ein ganz kleiner Junge war, kamen zu ihm und machten Vorschläge. Wolf Bardach lebte im Hotel, ach, in was für einem Hotel!

Denn wir hatten natürlich ein Hotel, am Ende der Straße, die zum Bahnhof führte, stand es. Ein einfaches Häuschen, mit einer Schenke in der Mitte, mit einem lächerlichen Schild vor der Tür. Es stellte einen dicken Ritter vor, der ein Bierkrügel in der hocherhobenen Rechten hielt und dessen Panzer sich vergeblich bemühte, den vorspringenden Bauch zurückzuhalten.

Dieses Hotel hatte nicht mehr als drei Zimmer. In allen drei Zimmern standen schlechte Öfen. In keinem der drei Zimmer gab es ein Bett mit Matratzen. Alle Betten hatten Strohsäcke.

Ja, es wird auch Ungeziefer gegeben haben. Man nannte es das Hotel zur Wanze. In Wirklichkeit hieß es das Hotel zum trunkenen Bären. Dort wohnte der große Verteidiger Wolf Bardach, ein berühmter Mann, ein Mann in hellen karierten Hosen.

Er bewohnte alle drei Zimmer. Für die Fremden gab es kein Obdach mehr. Selbst reiche Leute, die in unsere Stadt kamen, mußten bei den zwei Bäckern übernachten, die ihre Betten vermieten konnten, weil sie in der Nacht backten.

Wahrscheinlich haben diese armseligen Verhältnisse des Verkehrswesens unserer Stadt den Herrn Verteidiger bewogen, ein neues Hotel zu errichten.

Er beschloß, ein Hotel nach amerikanischem Muster zu erbauen. Es sollte ein Hotel sein, wie es auch in New York stehen könnte.

Und man begann zu bauen.

Wolf Bardach verkaufte das Dampfbad und das Haus seiner Mutter. Er kaufte fünf kleine Häuser und ließ sie niederreißen.

Nicht nur die Häuser kosteten Geld. Auch das Niederreißen kostete. Weil in jedem der fünf Häuser durchschnittlich drei Familien gelebt hatten und weil jede Familie viele Kinder hatte, mußte der Herr Bardach auch noch Baracken bauen, um alle obdachlosen Menschen unterzubringen.

Es gab also Arbeit in unserer Stadt. Die ältesten Männer, Männer mit weißen Bärten, die man höchstens zu Ofenreparaturen im Winter gerufen hatte, kletterten hurtig auf die Gerüste. Sie waren eine Art bärtiger Wiesel.

Auch ich fand Arbeit. Ich hatte ein Notizbuch, notierte

Zentimeter und Meter und zählte Bretter, Pfosten, Ziegelsteine.

Ich war nicht der einzige. Mit mir standen einige intelligente junge Leute und notierten.

Es wäre sicherlich auch ohne uns gegangen.

Das Hotel bekam fünf Stockwerke. Es war das größte Haus im Umkreis von zehn Meilen.

Weiß, hoch, einsam ragte es über die Welt. Die alten Leute bei uns, die nichts vom Fortschritt hielten, waren erbost. Das Hotel erinnerte sie an den Turm von Babel.

Dennoch wuchs es munter.

Der Ingenieur, der es baute, stieg eines Tages auf das Gerüst, fiel hinunter und war zerschmettert.

Man begrub ihn in der Mitte zwischen dem christlichen und dem jüdischen Friedhof, weil man seine Konfession nicht mehr hatte feststellen können.

Sein Tod rief eine gewaltige Erregung hervor. Aber Bardach, ein moderner Mann, ließ sich durch nichts abhalten, er ließ einen neuen Ingenieur kommen und baute weiter.

Nach vier Monaten, der Schnee lag schon dicht auf den Straßen, mußte er innehalten.

Aber als die ersten Schwalben kamen, war Herr Bardach wieder bei uns.

Man baute weiter.

An einem heißen Julitag war endlich das Werk fertig. Aber nun war auch das Geld zu Ende.

Gläubiger kamen. Schuldscheine kamen. Nur Reisende kamen nicht, und alle 200 Zimmer standen leer.

Um sich zu retten, errichtete man ein Kaffeehaus im Parterre, ein Kaffeehaus mit klassischer Musik.

Aber es kamen keine Gäste.

Die Musik spielte vor leeren Tischen. Ein paar reiche Offiziere gingen hinein, spielten eine Partie Billard und gingen wieder fort.

Statt drinnen zu sitzen und das Leben zu genießen,

standen die Einwohner unserer Stadt draußen, vor den Fenstern, die durch dicke grüne Vorhänge geschützt waren.

Die Bewohner unserer Stadt tranken ihren Kaffee zu Hause, gingen dann vor die Fenster, hörten die Musik und hatten nichts zu bezahlen. Diese billige Lebensweise konnte unsern Hotelbesitzer nicht retten. Er packte eines Tages in der Stille seine Koffer und war verschwunden.

Immerhin hatten wir etwas Geld verdient. Wir besaßen ein neues Hotel. Wenn die Reisenden kamen, wohnten sie dort, saßen auch im Kaffeehaus und hörten die Musik.

Aber im Sommer, im Frühling und im Winter blieb das große Haus leer. Ein Portier stand vor der Tür wie ein steinernes Ornament, unbeweglich. Er wurde sichtbar älter, seine goldenen Knöpfe wurden matt, sein schwarzer Frack farbte sich grünlich.

Von dem kühnen Erbauer hörte man nichts mehr. Das Dampfbad rauchte jeden Tag lustig gegen den Himmel. Es war stets in Betrieb, im Gegensatz zum Hotel und zum Café.

Unsere Stadt war arm. Ihre Einwohner hatten kein geregeltes Einkommen, sie lebten von Wundern. Es gab viele, die sich mit nichts beschäftigten. Sie machten Schulden. Bei wem aber liehen Sie? Auch die Geldverleiher hatten kein Geld. Man lebte von guten Gelegenheiten.

Immer wieder ereignete sich etwas, das die Leute mit Hoffnungen erfüllte. Der große Hotelbau hatte nur Enttäuschungen gebracht. Es kam ein Winter mit frühen und starken Frösten, er überfiel uns wie ein Mörder, Ende November gab es schon 25 Grad. Die Vögel fielen starr von den Bäumen, jeden Morgen konnte man sie auflesen. Der Schnee seufzte unter den Tritten, der Frost schnitt uns in die Haut mit tausend dünnen Bindfäden, die Öfen platzten vom vielen Holz, der Wind trieb den Rauch in die

Schornsteine zurück, so daß wir in den Stuben fast erstickten. Wir konnten die Fenster nicht aufreißen, wir hatten sie schon mit Watte und Zeitungspapier verstopft. Die Fensterscheiben bekleideten sich mit dicken, undurchsichtigen Krusten aus Kristall, Winter, merkwürdigem gläsernem Gesträuch.

Die Armen wurden von unserm Herrn Grafen gespeist. Aber die nicht betteln durften, verhungerten, starben, man rannte oft mit Leichen durch die Gassen, die schwarzen Kutscher hieben auf die schwarzen Pferde ein, daß sie galoppierten, und die Hinterbliebenen liefen den Toten nach, es war, als beifren sich alle, die Toten und die Lebenden, noch schnell in die überfüllten Gräber zu gelangen. Kein Platz! kein Platz! — schrien die Raben. Diese gefräßigen Vögel hingen schwarz und schwer in den kalten Ästen, beflügelte Früchte, sie schlugen mit den Flügeln und zankten sich laut, sie flogen vor die Häuser und pickten wie Spatzen an die gefrorenen Fenster, sie waren nah wie schlimme Nachrichten, sie waren fern wie böse Ahnungen, schwarz drohten sie auf schwarzen Ästen und auf dem weißen Schnee.

Wie schnell fielen die Abende über uns herein, Abende, die mir einem scharfen Wind kamen, mit glänzenden fernem Sternem auf einem Himmel aus blauem Frost, mit kurzen heftigen Dämmerungen in den Stuben, mit heulenden Teufeln in den Öfen, mit Gespenstern aus Nichts. Eine halbe Stunde im Tag war die Sonne zu sehn. Sie war matt und weiß, von einer gefrorenen Fensterscheibe verhält. Die langen schweren Eiszapfen hingen von den tiefen Dächern, eine Art toter Troddeln. Schmale Sege zeichneten sich im tiefen Schnee ab, Fußgänger gingen zwischen weichen hohen Schneedämmen. Es gab nichts Heiteres außer dem Klingeln der Schlittenglocken, sie läuteten fast wie Frühling. Der Frost gab ihnen ein kurzes, aber scharfes, gläsernes Echo, in der Ferne waren sie summende helle junge Fliegen.

Aus schwarzen Strichen auf weißer Ebene bestanden die Nadewälder. Nebel verdeckte die Ferne und die Hügel, die Gewässer lagen gurgelnd unter dicken Fenstern, rings um die Brunnen erhoben sich Kreise aus geschliffenem, starkem, gefählichem Glas.

In diesem Winter, der die Armen noch ärmer machte, erwarteten wir mit mehr Ungeduld als gewöhnlich den reichen Herrn Britz aus dem fernen Peking, den reichen Teehändler, dessen Schutzmarke (eine Waage, von einem Engel gehalten) in der ganzen Welt berühmt ist und den echt chinesischen Tee garantiert.

Wenn der Herr Britz kam, ging es allen besser. Er blieb zwei Wochen bei uns, er besuchte das Grab seines Vaters, er besuchte die toten Verwandten und die Lebenden, auch die fremden, bei den reichen Leuten wurde er eingeladen, und die Armen lud er zu sich.

Jeden Winter kam er, in der Mitte des Winters, wenn der Frost seine schärfste Stärke erreicht hatte, er kam wie ein Gesandter Gottes. Alle segneten sein Kommen und Gehn.

Ich weiß nicht, woher die Leute erfuhren, daß er kommen würde. Jedenfalls wußte man es eines Tages. Der Zug hielt nur mitwochs bei uns. Und jeden Mitwoch dachten die Leute: Von heute in acht Tagen kommt er! Von heute in 14 Tagen kommt er!

Der Zug kam um fünf Uhr funfundzwanzig abends. Längst war in dieser Jahreszeit der tiefe Abend schon in der Welt, längst hätten die Fensterläden geschlossen sein müssen, die Leute in den Stuben. So aber war's nicht. Die Fensterläden waren noch offen, in allen Häusern brannte Licht; alle Fenster sahen illuminiert aus, blank geputzt waren die Laternen und gaben alles Licht her, das sie besaßen. Die Schlitten, beladen mit Menschen, glitten die gerade Straße zum Bahnhof hinaus, warfen ihre dunkle Last ab, blieben in einem schönen geschwungenen Bogen

stehen, blauer Rauch stieg aus den Nüstern der Pferde, die Hufe der Tiere krachten auf dem Eis, ungeduldiges Wiehern kam aus den Pferden, die Kutscher rieben sich die Hände und fuchtelten mit den Armen, die Leute standen am Büfett und erwärmten sich mit Schnaps und stampften mit den Stiefeln auf wie die Pferde.

Dann kam der Portier, Eis hing an seinem blonden Schnurrbart, er rief den Zug aus, Türen gingen auf, man hörte klingelnde Signale vom Bahnsteig her, der Zug lief ein, Dampf zischte aus der Lokomotive. Unter den Reisenden, die ausstiegen, war Herr Britz.

Wie schön und stattlich war er! Was trug er für einen Pelz aus Biber und Seals! Welch einen schönen seidenen Shawl hatte er um den Hals geschlungen!

Er war nicht müde, sein glattrasiertes Gesicht hatte keine Fältchen, seine Haut war rosig und braun, seine dunklen Augen blank und gut, seine großen, schlanken Hände glitten leicht aus den schweren Pelzhandschuhen und streckten sich allen entgegen.

Alle Kutscher stritten sich um ihn, jeder wollte mit ihm fahren. Häte er doch alle seine Kinder mitgebracht, wie schön hätte er sie verteilen können in den vielen Schlitten! Er hatte nicht einmal viel Gepäck, nur einen einzigen Koffer! Er konnte sich nicht spalten, er konnte nicht mit zwei Füßen in zehn Schlitten stehn. Er setzte sich in einen, in den ersten, alle anderen fuhren hinterdrein, mit Schellen geläut! Wenn er aus dem Schlitten stieg, mußte er dennoch alle Kutscher bezahlen. Das spielte keine Rolle! Er hatte ja Geld!

Jetzt hatten wir ja ein neues Hotel, Herr Britz war zufrieden, als er den Komfort erlebte. »Ihretwegen haben wir es bauen lassen«, log der Bürgermeister beim festlichen Abendessen, das die Stadt veranstaltete. Herr Britz glaubte es vielleicht.

Er mietete fünf Zimmer im ersten Stock, er empfing

Arme, verteilte Geld, fuhr jeden Tag in einem andern Schlitten, milderte die Strenge des Winters, schenkte Holz, und Kohle, Brot und Heringe, Tee und Schmalz, kaufte den Kranken südliche Weine und wärmte die Welt wie hundert Sommer zusammen.

Wenn er wegfuhr, ließ er Glückliche zurück, aber er sah nicht mehr so frisch aus wie bei der Ankunft, er war müde und geknickt, seine Haut war blaß, seine guten Augen glänzten nicht mehr. So anstrengend ist die Wohltätigkeit.

In diesem Jahr hatte uns Herr Britz so viel Geld zurückgelassen, daß wir endlich eine Expedition in die unterirdischen Gänge ausrüsten konnten, die schon seit Jahren unsere Phantasie beschäftigten und von denen wir eigentlich eine Rettung aus unserer ewigen Geldnot erwarteten.

Die unterirdischen Gänge, so hieß es, wären im 17. Jahrhundert angelegt worden, führten von der Kirche, die in der Mitte der Stadt stand, bis zum Schloß des Grafen, an den Kellern vieler alter Häuser vorbei und enthielten eine große Menge von Gold- und Silberschätzen, die man in vergangenen kriegerischen Zeiten vor diversen Feinden verborgen hatte.

Unter der Erde besaßen wir also eine Menge Gold, nur auf der Oberfläche waren wir arm. Unsere Ausgrabungen konnten uns alle reich machen. Wir brauchten dann nicht mehr zu arbeiten. Jeder Bewohner unserer Stadt sollte so viel bekommen, um sein Leben ohne Sorgen beschließen und das seiner Kinder sichern zu können.

Es hatte uns nur an Geld gefehlt, um überhaupt zu den Schätzen zu gelangen. Dazu gehörten gewisse Vorrichtungen, dazu gehörten Gasmasken, Instrumente von besonderer Art, Lampen. Vor allem gehörten mutige Männer dazu, die imstande waren, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Sie mußte man teuer bezahlen. Die reichen Wohlthäter unserer Stadt (der Herr Graf zum Beispiel) waren

immer skeptisch gewesen. Sie glaubten nicht an die unterirdischen Schätze, sie glaubten auch nicht an den wissenschaftlichen Wert unserer alten Gänge.

Jetzt, endlich, hatten wir Geld.

Als der Frühling kam, gingen wir den ganzen Tag in den Straßen herum und sprachen von den unterirdischen Geheimnissen. Welch ein Gefühl, bei jedem Schritt, den man auf der Straße macht, zu glauben, man trete auf Gold und Edelsteine! Jeder Mensch, der in jenen Tagen in seinen Keller ging, um Leitern, Wein, Essig und andere Dinge zu holen, war von Ehrfurcht erfüllt. Jeder trug sich mit dem Gedanken, selbst zu graben. Manche taten es in stillen Nächten, viele klopfen ihre Wände ab, um hohle Stellen zu entdecken. Man sprach schon davon, daß der und jener Schätze in seinen Kellern entdeckt habe. Jeder wurde mißtrauisch. Es kam eine Zeit, in der alle zu klagen begannen, es ginge ihnen schlecht, um nicht in den Verdacht zu geraten, daß sie Schätze entdeckt hätten. Aber je mehr die Menschen klagten, desto verdächtiger wurden sie. Es war eine Zeit, in der man den Bettlern nichts mehr schenkte, weil man glaubte, gerade sie hätten Gold und Silber gefunden und sie bettelten nur, um ihre Funde zu verheimlichen. Die Kaufäden standen leer, weil jedermann fürchtete, durch einen Einkauf in den Verdacht unerhofften Gewinns zu gelangen. Als die Leute merkten, daß ihre Klagen mit Mißtrauen angehört wurden, schwiegen sie und getrauten sich überhaupt nicht mehr zu reden. Kaum, daß man die üblichen Grüße wechselte. Wenn zwei miteinander leise sprachen, zeigte man auf sie mit den Fingern und ernannte sie zu Millionären.

Eines Tages kam ein Professor der Geschichte mit Assistenten, Laternen, Gasmasken. An den Häusern klebten Plakate, der Magistrat suchte mutige Männer und Arbeiter.

Pantaleimon meldete sich und nahm mich mit. Im Gra-

ben waren wir Meister und an unterirdische Dinge vom Friedhof her gewöhnt. Wir waren Fachleute für Unterirdisches.

Unsern Lohn verlangten wir im voraus, denn wir fürchteten, in den Gängen unzukommen und umsonst zu sterben. Wir vergruben unsern Lohn beim vierten Grab in der alten Gräberreihe, schrieben ein Testament und steckten es in die Tasche. Pantaleimon vermachte den Lohn dem Grafen, nicht seiner Familie. Ich dachte lange nach, wenn ich mein Geld schenken sollte. Ich besaß Erspartes für meine Reise in die Welt. Ich verschrüb es meinem Bruder, der nach Mexiko gegangen war.

Wir standen um fünf Uhr früh auf, es war der zehnte Mai, die Vögel zwitscherten. Wir waren zehn Mann mit Harken und Spaten. Wir bekamen hohe Stiefel, stiegen im Haus des Herrn Jampoller in den Keller, erbrachen eine zugangelte Tür und standen am Beginn unserer unterirdischen Reise.

Ach! wie stank es dort, ich kann den Geruch nicht vergessen. Es stank nach alten Kartoffeln und faulem Heu, nach Pilzen, nach Schimmel und ein wenig nach herbstlichen Wäldern im Regen. Wir leuchteten mit unsern wissenschaftlichen Lampen den Weg und die Wände ab. Wir fanden Skelette, Truhen, der Professor notierte alles, es troff von den steinernen Wänden, weißlicher Schleim lag auf ihnen, wir stießen auf steinerne Särge, auf Inschriften, aber wir fanden kein Gold, kein Silber, keine Edelsteine.

Wir hatten den ganzen Tag gearbeitet, als wir wieder an die Oberfläche kamen, war es Abend, und wir befanden uns in der Nähe des Schlosses.

Wir hatten wieder Geld verdient, wir gruben es aus und legten es zum Ersparten.

Die Stadt beruhigte sich, die Menschen verloren das Mißtrauen, Handel und Wandel war wieder in den Gassen, und den Bertlern ging es besser.

Dennoch irrite sich Herr Brandes.

Er war vor zwanzig Jahren nach London ausgewandert, er hatte Geld verdient, eine rote, sommersprossige Engländerin geheiratet und einen Bauch mit einer schweren Uhrkette bekommen.

Jetzt kann er zurück, er hatte Geld wie Heu, so sagten die Leute. Wozu kam er in unsere arme Stadt? Warum blieb er nicht in London?

Nein, er kam zurück, ein Pionier englischer Kultur. Er wollte uns zeigen, wie man in der Welt Geschäfte macht. Er kaufte einen freien Platz von der Gemeinde, er kaufte unsern »freien Platz«, auf dem wandernde Kartussells, Menagerien, Zauberkünstler ihre Zelte immer aufschlugen, auf dem graues, trauriges Gras und gelbe Blümchen wucherten und der vom lieben Gott dazu bestimmt schien, unser freier Platz und nichts mehr zu sein.

Brandes baute ein Haus, nicht so hoch wie unser Hotel, aber immerhin ein einstöckiges Haus. Es hatte wunderbarerweise keine Fenster. Die Leute wunderten sich nicht wenig. Wie wollte Brandes ohne Fenster auskommen? Lebten die Londoner in finstern Stuben?

Als das Gerüst verschwunden war und die weißen Mauern dastanden, blind, ohne Fenster, glatt, ohne Struktatur und Verzierungen – sie hatte man nämlich erwartet –, zweifelte niemand mehr an der Verrücktheit des Herrn Brandes.

So verrückt, wie wir damals glaubten, war aber Brandes nicht. Er hatte kein Wohnhaus gebaut, sondern ein Magazin, ein Warenhaus, er hatte so eines vielleicht einmal in London gesehn!

Heute früh kam ein Brief ...

[undatiert]

Heute früh kam ein Brief von meinem Freund Naphthali Kroj aus Buenos Aires. Es gefällt ihm gut, das Leben in der fremden großen und wahrscheinlich sehr merkwürdigen Stadt. Er hat Bekannte getroffen, Menschen aus unserer Heimat. Sie handeln mit Tabak oder andern Dingen und lassen mich grüßen. Sie haben mich nicht vergessen, obwohl ich noch ein Knabe war, als ich mich von ihnen trennte und nach dem Westen fuhr, zu der Familie meines Vaters nach Wien. Die Menschen meiner Heimat haben ein gutes Gedächtnis, denn sie erinnern sich mit dem Herzen. Ich aber hätte sie beinahe vergessen, weil ich in den Ländern Westeuropas gelebt habe und noch lebe, in denen das Herz nichts ist, der Kopf ein wenig und die Faust alles.

Wer weiß, wo ich hingetaten wäre, wenn mein Freund Naphthali Kroj nicht auch seinen Weg nach dem Westen genommen hätte. Schon war ich im Begriffe, mein Herz zu verlieren, die Sehnsucht, die Liebe und den Schmerz, der so stark ist wie Sehnsucht, Liebe und Tod zusammen. Schon hatte ich meine Heimat vergessen, die kleine Stadt in Rußland, die nicht mehr vorhanden ist, die gestorben ist, im großen Kriege gefallen, als wäre sie ein Infantist gewesen, ein Mensch. Oh, sie war mehr als ein Mensch! Sie war ein fruchtbarer Schoß, aus dem viele Menschen, merkwürdige Menschen ausgestreut wurden wie Samen auf den weiten Acker der Welt.

Diese Stadt ist nicht mehr. Kanonen haben sie zerstossen, Brände vernichtet, Stiefel zerstampft, und jetzt blüht der goldene Kukuruz dort, wo einst kleine und schmutzige Gassen und Häuser waren, und der freie Wind geht über die Plätze und Winkel meiner Kindheit. Andere Städte werden groß und reich, oder wenn ihnen

der Tod beschieden ist, sterben sie langsam, der Tod quält sie hundert oder tausend Jahre lang. Unsere kleine Stadt aber mähte er mit seiner großen, scharfen Sense auf einmal vom Boden weg.

Jetzt bin ich nirgends geboren und nirgends zu Hause. Das ist seltsam und furchtbar, und ich komme mir selbst vor wie ein Traum, der keine Wurzel hat und kein Ziel, keinen Anfang und kein Ende, der kommt und geht und selbst nicht weiß, woher und wohin. So sind sie alle, meine Landsleute. Sie leben verstreut in der weiten, weiten Welt, sie klammern sich mit schwachen Wurzeln an fremdes Erdreich, liegen begraben in fremder Erde, zeugen Kinder, die nicht wissen, wo ihr Vater geboren, und denen ihr Großvater schon ein Märchen ist. Von dem und jenem höre ich manchmal. So weiß ich, daß der Bäcker Surokin jetzt ein Gasthaus in Tokio verwalter, mit einer Japanerin verheiratet ist und sechs Kinder hat, von denen zwei irgendwo in Europa studieren. Diesen Bäcker Surokin hat der reiche Herr Kobritz auf eine merkwürdige Art gefunden. Der Herr Kobritz treibt Handel mit der halben Welt, und so kam er einmal auch nach Tokio und ging, um seinen Hunger zu stillen, in ein Gasthaus, setzte sich an den Tisch und bekam ausgezeichnete Fische. Es waren Fische ganz nach seinem Geschmack, und schon begann der reiche Herr Kobritz zu philosophieren und stellte seine Theorie auf, daß die ganze Welt ein Dorf sei, ein größeres Dorf, und alle Menschen von der gleichen Beschaffenheit. Denn wieso kann es, daß er in Tokio, das fast am Ende der Welt liegt, Fische von jener Art bekam, wie sie ihm sein Leibkoch zu Hause bereitere? Herr Kobritz war mit seiner Philosophie sehr zufrieden, als sich ihm der Wirt näherte, ein Japaner mit einer großen Brille, und »Guten Tag, Herr Kobritz!« sagte. Also war die Welt doch nur ein größeres Dorf, und alle Menschen kannten den reichen Herrn Kobritz. »Sie erkennen mich nicht?« fragte der Ja-

paner. »Nein!« sagte Herr Kobritz. »Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben in Tokio.« »Ich aber habe Sie sofort erkannt«, erwiderte der Japaner. »Ich war der Bäcker Mendel Surokin, und seit dreißig Jahren bin ich ein Japaner.«

Herr Kobritz kam nach Wien und erzählte mir brüthwarm die Geschichte, und ich erzählte sie meinem Freund Naphrali, der sie jetzt in Buenos Aires verbreitet. So wissen wir bald alle, was mit dem Bäcker Mendel Surokin los ist. Mich aber plagt die Neugierde. Ich möchte gerne wissen, was mit den vielen andern geschehn ist, zum Beispiel mit dem blinden Turek, mit dem Totengräber Pantaleimon, mit dem Schneider Peisach, mit dem Doktor Habrich, mit Jonathan Brüh und Mordechaj, dem Schreiber. An alle diese Menschen erinnere ich mich noch ganz genau. Als stünde er leibhaftig vor mir, so sehe ich Jonathan Brüh, den Schwaben aus einer deutschen Kolonie, der pensionierter Briefträger war, ein Tschako trug und einen alten Säbel und viele Orden aus Blech auf der Brust. Er bildete sich ein, ein Prinz zu sein und ein großer General, mit allen Kaisern und Königen der Welt verwandt, und manchmal las er einen Brief des Kaisers von China vor. »Leber Vetter«, schrieb der Kaiser von China, »es wundert mich, daß ich schon so lange nichts von dir gehört habe. Mit gleicher Post sende ich dir den neuesten Orden meines Hauses. Schreibe mir sofort, ob du ihn erhalten hast. Dein treuer Kaiser.« Der Brief war mit chinesischen Buchstaben auf altem Pergament geschrieben. Deshalb konnte ihn niemand lesen, und man mußte sich schon auf die Wahrheitsliebe Jonathan Brühs verlassen.

Noch wichtiger wäre es mir zu erfahren, was mit Peisach, dem Schneider, geschehn ist. Denn es war ein Schneider, wie man keinen zweiten mehr findet und wie er in keiner andern Stadt der Welt möglich ist. Er trug die Maße aller seiner Kunden im Kopf, denn er konnte nicht

schreiben, nicht einmal die Zahlen. Oft blickten wir durch sein Fenster, Naphrali Kroj und ich, wenn wir an Herbstabenden von den Feldern heimkehrten, vom Kartoffelbraten. Da sahen wir den fetten gelblichen Schimmer der kleinen Lampe auf dem Tisch des Schneiders und ihn selbst, wie er auf der Ofenbank saß und nachdachte. Geuß war er damit beschäftigt, sich die Maße seiner Kunden vorzustellen, sich an ihre Bäuche, ihre Brust und ihre Schenkel zu erinnern. Wenn er die Schere in die Hand nahm, standen sie alle wie leibhaft vor ihm, und er hatte es nicht schwer, die Mäntel, die Hosen und die Westen richtig auszumessen. Aber manchmal verschnitt er doch etwas, und dann blieb ihm Stoff genug für einen eigenen Anzug. Denn es war nur recht und billig, daß ein Schneider, der die Maße im Kopf behalten mußte, auch ein wenig Stoff behielt für seinen armen, dünnen und frierenden Leib.

Was ist nun mit diesem Schneider eigentlich los? Sein Sohn, das weiß ich, wohnt seit langen Jahren in Amerika und ist auch ein Schneider, er schrieb immer, daß er einen Modesalon habe. Möglich ist es immerhin, daß dieser Sohn den Vater nach Amerika kommen ließ und daß der Schneider Peisach jetzt in einem Winkel des Modesalons sitzt, alt und schwerhörig und kurzsichtig, und noch immer nicht schreiben kann.

Mordechai, der Schreiber, hatte keine Kinder. Ich glaube, daß er einsam gestorben ist. Er war ein Wirter und Schreiblehrer, und er trug immer Tintenfaß und Feder bei sich, wenn er zu seinen Schülern ging. Aber seine Taschen waren zerrissen, und die Frau war tot, und niemand konnte ihm die Taschen flicken. Deshalb hatte er einen Zylinder auf dem Kopf. In diesem Hut barg er sein Schreibgerät. Das hatte nun zur Folge, daß er nicht grüßen konnte. Er begnügte sich, einen Finger an den Rand des Zylinders zu legen. Das war sein Gruß. Nur einen Menschen konnte

er so nicht grüßen, und dieser eine Mensch war der Bürgermeister. Also wich er dem Bürgermeister immer aus, und wenn er an einer Straßenecke stand, blieb er längere Zeit da und lauerte verstoßen und ging erst weiter, wenn er sich überzeugt hatte, daß der Bürgermeister nicht des Weges daerkam.

Der Doktor Habrich war ein Arzt, der für alles andere auf der Welt mehr Interesse hatte als für Kranke und Krankheiten. Er hatte in Wien Medizin studiert, und er wäre wohl gerne ein berühmter Arzt in einer großen Stadt geworden. Aber als er gerade fertig war, starb sein Vater. Doktor Habrich besaß kein Geld und kehrte heim, obwohl ihm sein Professor gesagt hatte, daß man begabte Menschen im Westen Europas gebrauchen könnte. In unserer Stadt aber gab es keine besonderen Krankheiten. Man hatte einen Leistenbruch oder einen Schnupfen oder einen verdorbenen Magen, man brach sich ein Bein oder ein Bauer schnitt sich mit der Sense. Es waren keine Krankheiten für einen begabten und ehrgeizigen Arzt. Der Doktor Habrich hatte durch lange Jahre bei jedem neuen Patienten gehofft, der würde endlich ein schwieriges Leiden offenbaren. Aber dann war es doch nur ein Leistenbruch oder ein Schnupfen oder eine langsame Geburt. Da hörte Doktor Habrich auf, Rezepte zu schreiben, und wenn man ihn rief, ging er nicht und verordnete alles, ohne den Patienten gesehen zu haben. Ein neuer, junger Arzt kam, der sein Geschäft verstand und einen Schnupfen so behandelte, daß aus ihm eine Lungenentzündung wurde. Da begannen viele Menschen zu sterben, und der junge Doktor wurde dahin und dorthin gerufen, und den Doktor Habrich holte niemand mehr.

Er saß manchmal in der Schenke, in die auch wir gerne kamen, Naphali und ich. Da waren Pantaleimon, der Totengräber, und der blinde Josef Turek, sie tranken und unterhielten sich. Pantaleimon hatte einen Selbstmörder

vom Baum abgeschnitten, er behielt den Strick und suchte einen Käufer. Wer den Strick eines Gelenkten besaß, dem gaben die Kühe viel Milch, seine Pferde gediehen, auf seinen Feldern wuchs tüppig der Weizen, und kein böser Zauber konnte dem Besitzer etwas anhaben. So ein Strick war unter Brüdern zwei Hühner wert, mindestens ein Schock Eier. Geld brauchte Pantaleimon nicht. Wer sein ganzes Leben ein Totengräber ist, wer sieht, wie auch die Reichen ihre zwei großen Zimmer und Küche verlassen müssen und den Geldbeutel unter dem Kopfkissen – wer so was mindestens hundertmal gesehen hat, der braucht kein Geld. Die Würmer, die Würmer – sagt Pantaleimon, sooft er einen reichen Hochzeitszug sieht. Er denkt immer an die Würmer.

Jetzt aber gilt es, den Strick zu verkaufen. Wer weiß uns einen Käufer zu nennen? Wer kennt die Bedürfnisse aller Häuser? Wer kommt überall hin? Wer sieht alles? – Der blinde Josef Turek, der Bürstenbinder, der sein Handwerk in der Blindenschule der großen Stadt gelernt hat und immer von der Schönheit dieser Stadt erzählt, als hätte er sie genau besichtigt. Er hat sie besser gelernt als ein Sehender. Denn er ist ein Blinder.

»Ich würde den Strick nicht einem einzelnen verkaufen!« sagt Josef Turek.

»Dummkopf«, entgegnet Pantaleimon, »es ist ja nur ein einziger Strick!«

»Nun«, sagt Turek, »ein Dummkopf bist du! Aus einem Stück kann man viele Stücke machen. Und für jedes Stück kriegst du eine Henne. Und dein ganzes Leben lang verkaufst du Stücke.«

»Ich glaube«, wendet Pantaleimon ein, »wenn ich nicht sehr irre, bin ich so zwischen sechzig und fünfundsiebzig. Und will hundert Jahre leben. Wieviel Jahre habe ich also noch?«

»Vierzig oder fünfunddreißig!«

»Siehst du! So groß ist der Strick nicht, daß ich ihn vierzig Jahre lang verkaufen könnte!«

»Es muß aber doch nicht derselbe Strick sein! Du schneidest eben einen ähnlichen in kleine Stücke, wenn der erste zu Ende ist.«

»So ein Strick aber, an dem sich niemand erhängt hat, bringt ja kein Glück!« sagte Pantaleimon.

»Alle Stricke bringen Glück!« erwidert Josef Turek. Und er hat recht.

Solche und ähnliche Gespräche konnte man am Abend in der Schenke hören. Da trank ich Schnaps, obwohl ich kaum zehn Jahre alt war, aber Naphthali Kroj, der acht Jahre älter war, hatte mich mit seiner Freundschaft beehrt, und da mußte ich eben einen Großen spielen und Schnaps trinken. Es schmeckte gar nicht schlecht.

Es schmeckte sogar sehr gut und erhielt mich am Leben, wenn ich müde und erfroren heimkehrte vom Kartoffelbraten. In der Früh zogen wir aus. Die Nebel lagen noch über der Erde und über dem Herbstmorgen, der aussah wie ein Greis, von Tüchern eingehüllt, taub und still. Die Krähen saßen auf den schwankenden Zweigen lange, lange Minuten still, daß man glaubte, sie wären angewachsen und die großen, traurigen Herbstfrüchte der Bäume. Sie erhoben sich in die Luft, wenn wir das Feuer anzündeten und der Rauch emporstieg. Wir waren die Feinde der Krähen. Manchmal zielten wir mit Steinen nach ihnen. Manchmal fiel eine betäubt nieder, wir nahmen sie in die Hand und erschrakten immer wieder über die krumme Schärfe ihres Schnabels, der wie ein kleiner zweischneidiger Sabel war. Die Weiden dufteten naß und betäubend, es roch der Moder und die Verwesung. Durch unsere Stiefelsohlen drang die Feuchtigkeit in unsern Körper, wir fuchtelten mit den Armen, bis uns warm würde, und stampfen auf die Stoppeln der Felder und hauchten in unsere gehöhnten Hände. Am Waldrand zeigten sich ein-

same Tiere, flüchtig und spähend. Matte verspätete Käfer krochen schwarz und glänzend über die Erde in den Furchen wie lebendige Kohlenstücke. Die Wolken standen beharrlich am Himmel wie ein naher Fluch, der sich noch nicht erfüllt. Am Nachmittag schon begann sich der Horizont im Westen zu röten von der Sonne, die man nicht sah. Wir hatten sie nicht am Morgen gesehen, als sie aufging, nicht zu Mittag, nicht in der Fülle ihrer Leuchtkraft, wir sahen nur die letzten Ausläufer, ihre Strahlen und ihr rotes schmerzliches Spiegelbild in den Abendwolken. Der Wind erhob sich auf die Zehen und begann seine nächtliche Wanderung. Gleichzeitig zuckten ein paar gelbe Lichter in den fernen Hütten auf, als hätte er sie angezündet. Da piff Naphthali das Lied von dem Müller, dessen Rad sich dreht, dessen Jahre gehn. An unserer kleinen Rauchfahne erkannten wir, daß der Wind sich gedreht hatte, gestern war er noch vom Norden gekommen, heute kam er aus Nordwesten, und in einigen Tagen mußte der erste Schnee dasein. Schon sehnte ich mich nach seinen kleinen, scharfen, harten Sternchen und seiner heilenden, petschenden Schärfe im Gesicht. Der Duft unserer bratenden Kartoffeln umgab uns wie eine Heimat. Die Krähen hatten sich schon an den Rauch gewöhnt und kehrten auf die Zweige zurück und spreiteten von Zeit zu Zeit ihre Flügel, ohne sich zu rühren, und vielleicht nur, um uns zu erschrecken, oder weil sie selbst erschrocken waren. Und der große, hochaufgeschossene, rötliche und dünne Naphthali Kroj ging mit langen Schritten nach Hause. Und hinter ihm her jagte ich und konnte ihm nicht nachfolgen. Zehn Minuten später als er erreichte ich die Stadt. Vor der Schenke stand er schon und wartete.

Es war der traurigste Herbst meines Lebens, jener Herbst, in dem Naphthali Kroj nach Wien kam. Der Krieg und die Revolution waren vorbei, und die Länder und Menschen zitterten noch, obwohl der Sturm, der sie ge-

rüttelt hatte, sich schon verzog. Ich war ein armer Teufel. Ich besaß nichts außer meinem Rucksack. Im Rucksack lag mein Mantel. Einer peinlichen Wohlrat hatte ich die Schuhe zu verdanken, die ich damals trug. Es waren Lackstiefel. Gerade sie konnte mein Wohltäter entbehren. Der Lack war gesprungen, durch die dünnen Sohlen drang die Nässe der ganzen herbstlichen verregneten Welt. Wenn ich meine Schuhe vom Kot der Straße reinigte, fingen sie an, aufsehenerregend zu glänzen. Sie waren ein qualvolles Geschenk.

Da kam Naphtali Kroj, mit allen Menschen vom Osten nach Westen gespült, er kam mit den Armen, mit den Flüchtlingen, mit den Kriegsgefangenen. Er war arm, und ich war es auch, zusammen waren wir noch ärmer als jeder für sich. Aber wir waren Freunde, und die Freundschaft ist ein großer Reichtum.

Hätte Naphtali einen ordentlichen Beruf gehabt, es wäre nur halb so schlimm gewesen. Aber er war nur ein Kutscher. Als Zwanzigjähriger hatte er eine Witwe geheiratet, eine Witwe mit zwei halbwüchsigen Kindern. Vierzig Jahre zählte die Witwe. Sie besaß eine Droschke mit einem Pferd, ihr Mann, der Droschkenkutscher, war ein Säufer gewesen und im Wahnsinn gestorben. Nun stand ein armes Pferd im kleinen Stall und wieherte, und im Hof wartete die Droschke mit zerbrochenen Fensterscheiben, von grauem Kot bespritzt, mit einer Deichsel, die wie eine traurige Zwecklosigkeit und schwermütig zu Boden geneigt war. Naphtali brach diesen Anblick das Herz. Jeden Tag blickte er in den Hof und in den Stall, bis er eines Morgens kurz entschlossen das Pferd vor den Wagen spannte, den Bock bestieg und zum Bahnhof trabte. Gäste kamen an. Naphtali hatte Glück. Er blieb auf dem Bock. Er fuhr jeden Tag, wenn die Züge kamen, zur Bahn. Er heiratete die Droschke und die Witwe mit ihren Kindern dazu. Im Kriege besetzten die Österreicher die Stadt. Sie

requirierten den Wagen, das Pferd und Naphtali Kroj. Im Felde starb das Pferd, die Frau Kroj starb zu Hause. Die Kinder gingen an Typhus zugrunde. Die Droschke blieb irgendwo als Gerümpel zurück. Nur Naphtali war gesund. Er kam nach Wien.

Unterwegs fand er Gelegenheit, einen Ungarn zu erstechen, der ihm die neuen gelben Stiefel ausziehen wollte.